

Kleio und ihre Schwestern

Geleitwort zur Neuen Folge

Mich hat meine Zeit auf dem Gewissen, und ich – natürlich, zum Teil – auch sie.
(Josef Weinheber an Gerda Janota, 9. März 1945)

Als am 13. Jänner 1956 die Josef Weinheber-Gesellschaft ins Leben gerufen wurde, stand von Anfang an fest, daß es auch eines publizistischen Organs bedurfte, um dem Vorhaben, das zu dieser frühen Institutionalisierung der Weinheber-Pflege geführt hatte, gerecht werden zu können. Und nicht nur die Vereinsaktivitäten im engeren Sinne sollten von dem Periodikum, der „Jahresgabe der Josef Weinheber-Gesellschaft“, dokumentiert werden, vielmehr sollte es dessen eigentliche Aufgabe sein, einen Überblick über die – damals noch sehr lebendige und reichhaltige – literaturpflegerische Auseinandersetzung einer breiten Öffentlichkeit mit dem Dichter Josef Weinheber zu geben und darüber hinaus ein Forum für die literarhistorische Befassung mit seinem Werk und Leben sowie mit dessen Umfeld zu bilden. Auch „wertvolles zeitgenössisches Lyrikschaffen“, insbesondere soweit es zu der Lyrik Josef Weinhebers in Beziehung stand, sollte programmgemäß zu Wort kommen.

In der Tat erlangte die „Jahresgabe“ unter der redaktionellen Leitung kundiger Persönlichkeiten – Friedrich Sacher, Karl Rohm, Kurt Adel, Karl J. Trauner – ein konsistentes Niveau, das sie rasch zu einem wichtigen Faktor der Weinheber-Interpretation und zu einem außerordentlichen bio-bibliographischen Fundus werden ließ. Es sei daran erinnert, daß in diesem Rahmen bereits seit den späten fünfziger Jahren zentrale Studien des Weinheber-Spezialisten Friedrich Jenaczek erschienen, die eine fundamental neue Sicht auf das Werk etablierten (*Im Hinblick auf Josef Weinhebers Romane*, JG 1959; *Resultate eines lyrischen Experiments*, JG 1960 u. 1961; usw.), oder daß hier, ebenfalls schon während der ersten Jahrgänge, Edwin Hartls wegweisende – heute würde man sagen: „intertextuelle“ – Beobachtungen über *Weinheber und Karl Kraus* (JG 1958) zum ersten Mal veröffentlicht wurden (vgl. auch JG 1980/81: *Josef Weinheber und das Zwischenreich*). Auch für Kontroversen – etwa zwischen dem Weinheber-Bild der Nadler-Schüler um Kurt Adel und den Befürwortern der Nadlers Weinheber-Ausgabe revidierenden Neuedition von Friedrich Jenaczek (vgl. JG 1970/71 u. 1972/73; JG 1978/79 u. 1984/875/86) – war in der „Jahresgabe“ Raum. Und nicht zuletzt widmete sie sich der Quellendokumentation: u. a. wurden mehrere wichtige Briefwechsel Josef Weinhebers zugänglich gemacht (z. B. mit Edmund

Finke, JG 1968/69; mit Hilde Zimmermann, JG 1989/90), unbekannte Zeugnisse zur Textgeschichte mitgeteilt (z. B. Helmut Jäger, JG 1962), Archivmaterial zugänglich gemacht (z. B. Lorenz Mikoletzky, JG 1984/85/86). Für eine auf Rezeptionsforschung abzielende biographische Annäherung sind Erinnerungen – wie beispielsweise jene des Marburger Literaturhistorikers Johannes Klein (JG 1968/69) – von großem Interesse.

Daß die alte „Jahresgabe“ im Jahr 1996 – mit dem von Friedrich Jenacek konzipierten Katalog zur Weinheber-Ausstellung der Österreichischen Nationalbibliothek, einem nach wie vor unverzichtbaren Hilfsmittel zum Einstieg in die Weinheber-Forschung – ihr Erscheinen einstellen mußte, war demnach ein Verlust, der nicht bloß marginale oder regionale Bedeutung hatte. Ihre Wirkung war keineswegs auf das Feld vereinsmeiernder Kunst-Liebhaberei und heimatgeschichtlicher Landvermessung beschränkt geblieben. Bis zu einem gewissen Grad war in ihrem Ende überdies die Niederlage einer um differenzierende Vertiefung und argumentative Besonnenheit bemühten Auseinandersetzung mit Josef Weinheber gegen einen Zeitgeist, der sich zunehmend auf Klischees und Vorurteile über diesen Dichter verständigte, zu erblicken.

Wenn nun, mehr als ein Jahrzehnt nach der Einstellung und mehr als ein halbes Jahrhundert nach der Gründung, ein Neuanfang unternommen werden soll, so kann dies nicht ohne kritische Überprüfung des Standorts geschehen: Das beginnt bei der Leitvorstellung der Pflege selbst, jenem Rezeptionsmodus, der das Verhältnis der Josef Weinheber-Gesellschaft zu ihrem Gegenstand fundierte und somit auch die Basis für das Programm der „Jahresgabe“ bildete. Er beschreibt einen wichtigen Faktor des aus dem Historismus des 19. Jahrhunderts erwachsenden Denkmalkults im weitesten Sinn, eine tragende Säule des (spät-)bürgerlichen Umgangs mit Kunst, eine prägende Weise, künstlerisches und allgemein geistiges Leben einer geordneten und gefestigten Bürgergesellschaft in Erinnerung zu rufen und dadurch Identität zu konstruieren bzw. fortzuschreiben. Aber was geschieht in einer Zeit, der solche Sicherheiten längst zu mangeln begonnen haben, die den Zusammenhang mit jenen Strukturen weitgehend verloren hat, wenn sie auch noch gewisse äußere Formen als Rituale der Kunst- und Literaturbegegnung bewahrt? Was folgt aus der Beobachtung, daß die „pflegende“ Wahrnehmung von Kunst, Literatur, (Lebens-)Geschichte in diesem bestimmten Fall überdies schon von Anfang an auf tönernen Beinen zu stehen schien, weil sie sich einem Objekt verschrieben hatte, das in dieser Hinsicht so viel entschieden „Problematisches“ – Unsicheres, Ungewisses, Spätzeitliches – in sich trug und daher solcher Tradierung unentwegt widerstreben mußte? Wie und wozu etwas pflegen, das unweigerlich an Gestalt und Bedeu-

tung verlieren mußte, je stärker es auf die Ansicht der „Pfleger“ festgelegt wurde?

Daß einzelne Protagonisten der Josef Weinheber-Gesellschaft, vor allem sofern sie der unmittelbaren Zeitgenossenschaft des Dichters entstammten, auf dem Feld der Weinheber-Pflege in einem besonderen Maß – über das in einem derartigen Kontext immer vorhandene Niveau hinausgehend – eigene Interessen verfolgten, Absichten der vereinnahmenden Vergangenheitsstilisierung, denen die Verklärung von Weinhebers Werk und Leben, d. h. ein bewußter Verzicht auf historische und ästhetische Reflexion, dienlich war, ergibt sich als Folge dieser Verhältnisse und unter den Bedingungen der katastrophalen politisch-gesellschaftlichen Entwicklungen, welche die vorangegangenen Jahrzehnte in Österreich und Deutschland dominiert hatten, fast von selbst. Stellvertretend seien der Lehrer und Schriftsteller Max Stebich, der in den sechziger Jahren die Weinheber-Gesellschaft präsidierte und vor 1945 Geschäftsführer der „Reichsschrifttumskammer“ in Österreich gewesen war, sowie der schon in die Vorgeschichte der Gründung involvierte Musikschriftsteller Alexander Witeschnik, in der Zeit des Nationalsozialismus einer der engagiertesten großdeutschvölkischen, auch antisemitisch agierenden Kulturjournalisten aus Österreich, genannt. Daß also die Josef Weinheber-Gesellschaft, wenn auch in einem verhältnismäßig geringen Ausmaß, teilhatte an der nachkriegszeitlichen Fortpflanzung eines explizit antimodernen Weinheber-Bildes – der posthumen, allerdings gewisse lebensgeschichtliche Entwicklungen aufnehmenden Ikonisierung im Sinne des alten nationalkonservativen Lagers –, gehört auch zu ihrer Geschichte, und es ist ja durchaus charakteristisch für diesen Dichter, daß, was hier tendenziell für das Ganze gehalten oder ausgegeben wird, unleugbar tatsächlich Züge seiner historischen Gestalt ausmacht.

Wenn aber der angedeuteten Zugangsweise zu Josef Weinheber und zum geistigen und künstlerischen Leben seiner Zeit insgesamt heute, in der Entfernung von drei Generationen, die große Schwäche anzuhaften scheint, nicht nur zu passiv und zu wenig auf reflexive Distanz bedacht zu sein, sondern auch – auf der Ebene der Sympathie, der Faszination und der Neugier als gleichwohl notwendiger rezeptiver Voraussetzungen – die Tiefe und Konsequenz in der Auseinandersetzung mit den künstlerischen und weltanschaulichen Konturen des Werkes vermissen zu lassen, so mutet doch andererseits die indessen medial in den Vordergrund gerückte Totalkritik an Weinheber, die, gleichfalls schon aus der Zeitgenossenschaft und ihrem bürgerkriegsartigen Lagerdenken entspringend, politische (auf das literarische Leben, die „politische Dichterbiographie“ abzielende) und ideologische (die Partei des ästhetischen wie des gesinnungsmäßigen Fortschritts einnehmende) Vorwürfe formuliert, oftmals wie eine

Wiederholung jenes verklärenden Umgangs unter umgekehrten Vorzeichen an. Beides wirkt daher heute überholt, wenn es nicht schon von jeher bloß die eigentlichen Weinheber-Diskurse aus dem Lichte der Öffentlichkeit verdrängte.

Eine Neubestimmung und Reorientierung der Erinnerungs- oder Gedächtniskultur im Zusammenhang mit Josef Weinheber muß sich vor allem über diese Voraussetzungen im klaren sein, die es nicht mehr möglich machen, sich auf einen Modus der Pflege zurückzuziehen, welchem ungeachtet seiner Verdienste und Leistungen die notwendigen gesellschaftlichen und kulturellen Grundlagen inzwischen weitgehend entzogen sind, die es aber ebenso wenig ratsam erscheinen lassen, einfach „die Seite zu wechseln“ und mit den Wölfen zu heulen. Dies will freilich völlig unpolemisch verstanden werden: Jede „Debatte“ über Josef Weinheber ist sinnvoll, sofern sie dazu beiträgt, das herrschende „topische“ Reden – die Verständigung in festen Clichés, Denk- und Ausdrucksschemata, in Gemeinplätzen also, deren Gebrauch seit langem ritualisiert und kodifiziert erscheint (E. R. Curtius) – zu durchbrechen und durch ein „offenes“ Sprechen zu ersetzen. Gerade darin soll die neue „Jahresgabe“ eine ihrer zentralen Aufgaben erblicken. Hingegen dürfte es wenig Sinn machen, sich auf eine publizistische Fehde gegen Metaphern und Schlagworte einzulassen, außer es geschähe in der Absicht, diese als solche zu thematisieren, somit gleichsam als rezeptionsanalytische (topologische) Dekonstruktionsarbeit, auf deren Grundlage neue Begriffe formuliert, alte Begriffe revitalisiert und Sachverhalte neu gedeutet werden könnten. Wenn die Erinnerung an Josef Weinheber und die darin eingeschlossene auseinandersetzen- de Begegnung mit ihm und seiner Epoche das Projekt einer kritischen Historisierung mit einschließt – und das würde bedeuten, daß sie eine Befassung mit dem Gegenstand anzustreben hätte, die diesen in allen seinen Aspekten auf Basis der Trennung begründeter von unbegründeten Annahmen beurteilt und diese Unterscheidung zudem stets unter der Voraussetzung seiner geschichtlich kontextualisierten Existenz träge –, dann kann diese Erinnerung gerade die Ent- und Verfremdung, die zwischen eine späte Nachwelt und den Gegenstand ihres Interesses getreten ist, nicht mehr nur als Last und als Ärgernis, sondern durchaus als Chance begreifen.

Das Konzept einer „Literaturwissenschaftlichen Jahresgabe“ geht davon aus, daß zu dem Ziel der Josef Weinheber-Gesellschaft, an der Etablierung einer derartigen Erinnerungskultur mitzuwirken bzw. ihr eine institutionalisierte Plattform zu bieten, eine Tradition des wissenschaftlichen und wissenschaftsnahen („gelehrten“) Denkens und Formulierens mehr denn je nötig ist und daß hier daher ein wichtiger Bereich der Verantwortung der Gesellschaft liegt. Ebenso klar ist freilich, daß dieser Verantwortung damit allein nicht Genüge

getan ist: Der Ansporn zur Lektüre und der Austausch darüber ist glücklicherweise weder an eine wissenschaftliche Vermittlung gebunden noch auf diese beschränkt. Wenn auch der Schaden mitunter groß ist, den sie anzurichten vermag, hat die intellektuelle Mediatisierung doch nur einen viel geringeren Einfluß auf das Leben mit Dichtung, als sie selbst es in der Regel wahrhaben möchte. Vielmehr steht ja Literatur- und Kunstforschung – und dies nicht erst in der Zeit ihrer fundamentalen Sinn- und Orientierungskrise – in dem Ruf, vor allem dann in ihrem Element zu sein, wenn es gilt, aus einer einfachen Erscheinung ein Rätsel zu machen oder umgekehrt für ein Ding oder ein Ereignis, das einem rätselhaft erscheint, eine eindeutige Erklärung zu haben. Angesichts solcher Vorbehalte muß sie sich aber auf ein gemeinsames Fundament verständigen: Auch Erklären ist nur ein bestimmter Aspekt der Lektüre von Dichtung unter anderen, und sein Gelingen setzt wie jeder Kunst(nach-)vollzug Begeisterung voraus. Diese Begeisterung muß es auch vermitteln können. Es wird eine Sprache suchen, die Sachlichkeit, Umsicht *und* Anteilnahme zu verbinden strebt. Wer mit Ernst und Verantwortungsbewußtsein Literatur- und Kulturgeschichte betreibt, wird sich hüten, dem Rätsel das Geheimnis zu nehmen, das Einfache zu leugnen oder gering zu schätzen, zu schablonisieren, zu moralisieren, zu politisieren, kurz: Kleio gegen ihre Schwestern auszuspielen.

Ein solches Ansinnen wäre in der Tat entweder als pure Donquichotterie oder aber als Spiegelfechtereie zu begreifen. Hellhörig für methodisch-theoretische Grundprobleme, wie es die Literatur- bzw. Kulturwissenschaft durch die breiten theory- und discourse-Debatten, die zusehends ihre Selbstverständnis bestimmen, gegenwärtig wieder ist, kann darüber auch kaum im alten Eifer für die Sache einfach hinweggegangen werden. Und um in dem mythischen Bild zu bleiben: In den Musen verkörpert sich dem archaischen Griechentum die im Numinosen gründende, untrennbare Einheit von „Erinnern“ und „Sinnen“. Für Homer (*Il.*, 2,485f.) ist mit dem Anruf der Musen denn auch die Einsicht in die engen Grenzen der beim Menschen selbst liegenden Fähigkeit verbunden, erkennend über Geschichte wie über Geschichten zu verfügen:

ὕμεις γὰρ θεαί ἐστε πάρεστε τε ἴστε τε πάντα,
 ἡμεῖς δὲ κλέος οἶον ἀκούομεν οὐδὲ τι ἴδμεν
 (Göttinnen seid ihr, allgegenwärtig und alles erkennend;
 Unser Wissen ist nichts, wir horchen allein dem Gerüchte!)

¹ Zitiert nach Homer: *Ilias*. Griechisch und deutsch. Übertragen v. Hans Rupé. Mit Urtext, Anhang und Registern. 10. Aufl. München-Zürich 1994 (= *Sammlung Tusculum*). S. 64/65.

Hermeneutische Klarstellungen dieser Art dürfen nicht mit einem Bekenntnis dazu verwechselt werden, gewisse Kategorien, wie das Soziokulturelle, das Psychosoziale, das Politisch-Systemische, kurzerhand aus dem Bezirk der Literaturwissenschaft zu verbannen. Ebenso wenig formulieren sie das Programm einer vulgäridealistischen Revision des Literatur- und Kunstbegriffes, indem sie einer „absoluten“ bzw. „ahistorischen“ Werk-Vorstellung das Wort reden. Im Gegenteil fordern sie dazu auf, nach allen Seiten hin zu denken, jeden gangbaren Weg zu erproben, zu differenzieren, kritisch zu vergleichen, vergleichend zu beschreiben – und dabei grundsätzlich eine teilnehmende Vorsicht walten zu lassen: Kleio und ihre Schwestern sind die Töchter der Mnemosyne.

Jenes Motto zu „verstehen“, das diesen Zeilen vorangestellt ist und die von Josef Weinheber an seinem Lebensende vorgenommene Einschätzung wiedergibt², wie sich sein gebrochen anmutendes künstlerisches Lebenswerk zu der Um- und Zusammenbruchszeit seines Lebens verhalte – nämlich auf eine besondere Weise reziprok –, wäre demnach eine der zentralen Herausforderungen, die das Erbe Weinhebers an eine kritisch historisierende Literaturwissenschaft (in dem angedeuteten Sinne) stellt, und als Fragestellung ein Ausgangspunkt für Explorationen in die Welt seiner Texte und die Landschaft seiner Epoche unter den unterschiedlichsten methodischen und thematischen Voraussetzungen:

Meins hieß immer: *Der Mensch*. Aber der
schändet mein Untergehn.

Blut, Mord, Frevel, Bezicht:
Das ist der Mensch – Und ich
trage sein Angesicht.

Wo ist annoch Gewähr?
Stürzt *er*, stürzt das Meinige auch.³

Der vorliegende erste Band der neuen „Jahresgabe“ kann selbstverständlich nicht beanspruchen, bereits das ganze Spektrum an Perspektiven, die sich einem solchen Vorhaben bieten, abzustecken, all den vielen Möglichkeiten, sich mit Josef Weinheber in seiner Zeit bereichernd auseinanderzusetzen, gerecht zu werden. Das kann nur das ehrgeizige Ziel einer längerfristigen Unternehmung sein. Diese wird auch den Herausgeber zu entlasten haben, der den größeren Teil des vorliegenden Buches noch selbst übernommen hat, daraus jedoch ge-

² Vgl. den Anhang 1.c zu dem nachfolgenden Essay.

³ *Mit fünfzig Jahren* V, SW II 607.

wiß kein Prinzip ableiten möchte. – Die Disposition des Projektes soll aber doch jetzt schon deutlich werden.

Wie das erste, noch sehr schmale Heft der alten „Jahresgabe“ im Jahr 1956 (mit Kurt Adels Aufsatz *Josef Weinhebers Weg durch die Welt der Künste zum Wort*) wird auch der erste Band der Neuen Folge von einem literarhistorisch verortenden Beitrag monographischen Charakters eröffnet, einer einführenden Skizze dessen, was den Gegenstand dieser Veröffentlichungen im engeren Sinne bildet, um durch konkrete Hinweise an die allgemeinen Überlegungen des Geleitworts anzuknüpfen. Die diesem Essay beigelegte kleine Auswahl an – teilweise noch wenig oder gar nicht bekannten – Selbstzeugnissen soll es dem Leser zudem erlauben, in zentrale Problemfelder der Werk- und Lebensgeschichte anhand von authentischen Texten etwas tiefer einzudringen, und so die Urteilsbildung unterstützen. Ein Schwerpunkt dokumentiert dabei die Frage der Umstände und Beweggründe für Weinhebers NSDAP-Mitgliedschaft – ein Sonderthema zwar, dessen Bedeutung innerhalb des Gesamtphänomens strittig ist, das aber in jüngster Zeit immer wieder Gegenstand besonderen Interesses war.

Im zweiten Teil des Bandes kommen Ergebnisse aus der Quellenforschung zu Wort, die im aktuellen Fall einen Blick über die Grenzen der österreichischen Literaturgeschichte erlauben. Diese Grenzen und ihre Strukturen werden selbst kontinuierlich Gegenstand der in der „Jahresgabe“ zu führenden Auseinandersetzung mit der Epoche Josef Weinhebers sein, dessen Werk sowohl vor dem Hintergrund einer österreichischen Literaturgeschichte als auch in Paradigmen der deutschen, mitteleuropäischen oder europäischen Literatur und Geschichte verhandelt werden muß. Die zwei vorliegenden Beiträge versuchen zu dokumentieren, wie einander Gerhart Hauptmann und Josef Weinheber, zwei große Einzelgänger der deutschen Dichtung, in der Zeit des Zweiten Weltkriegs nicht nur mit großem Respekt, sondern auch mit einer faszinierenden Bereitschaft, auf das Werk des jeweils anderen einzugehen, begegneten.⁴

Den Abschluß des Bandes bildet ein ausführlicher Nachruf, der wegen des Gewichts, den er auf die Diskussion unveröffentlichter Quellen legt, wohl auch über den traurigen Anlaß hinaus interessieren dürfte.

⁴ Der einführende Essay stellt eine überarbeitete und erweiterte Fassung des für die Homepage der Josef Weinheber-Gesellschaft (www.weinheber.at) entworfenen Dichterportraits dar. Die beiden nachfolgenden Aufsätze über Weinhebers Beziehung zu Gerhart Hauptmann erschienen zuerst im *Jahrbuch der Österreichischen Goethe-Gesellschaft*, Bd. 108/109/110 (2004/2005/2006), Wien: LIT Verlag 2006, und wurden für die Jahresgabe noch einmal durchgesehen und leicht überarbeitet.

A. Quellenforschung – B. Textinterpretation – C. literarhistorische Auseinandersetzung und Wirkungsgeschichte – D. Grundsatzfragen der Literaturbegegnung, insbesondere der Lyrik-Theorie und des Sprachdenkens in der Literatur: diesen vier großen Arbeitsbereichen möchte die „Literaturwissenschaftliche Jahresgabe“, die Ziele der alten „Jahresgabe“ aufnehmend, aktualisierend und modifizierend, breiten Spielraum gewähren. Josef Weinheber bildet den Mittelpunkt, aber keineswegs den ausschließlichen Inhalt dieses publizistischen Forums. Welche thematischen Schwerpunkte dabei hervortreten werden, sei an diesem Ort nur durch je eine Fragestellung pars pro toto angedeutet:

(ad D:) Josef Weinhebers Lyrik wäre, was sie ist, nicht ohne das Erlebnis der *Fackel*; das gilt für den ernsten wie für den heiteren Teil des Werkes. Wie nimmt nun das Sprach- und Formdenken von Karl Kraus und der von ihm vermittelte Kanon insgesamt Einfluß auf die nachexpressionistische Literatur Österreichs; welche Schriftsteller – ob poetae laureati oder minores, Philosophen, Poetologen oder Kritiker – treten hier, neben Weinheber, noch hervor, wie stehen sie zueinander – und zu Weinheber – in Beziehung, und welche „Diskurse“ bilden sich heraus?

(ad C:) Wenn die „Sprachkunst“ im Sinne von Josef Weinhebers ästhetischer Werkverortung ein eigenständiger Faktor der österreichischen und deutschen Literaturlandschaft in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts ist, wie kann ihr Anteil beschrieben und abgegrenzt, ihre Strukturen verfolgt und ihre Bedeutung ermittelt werden? Unter diesem Vorzeichen ist ebenso Raum für regionalgeschichtliche Vorhaben (Beispiele: der niederösterreichische Dichterkreis um Friedrich Sacher, die Bukowinaer Lyriker um Alfred Margul-Sperber) wie für die meist noch völlig ausständigen vergleichenden Einlassungen auf – scheinbare oder tatsächliche – „Antipoden“ und „Pendants“, etwa in der zeitgenössischen reichsdeutschen Lyrik (Stefan George, Gottfried Benn, Rudolf Borchardt, Hans Carossa, Friedrich Georg Jünger ...).

(ad B:) Als vor rund 75 Jahren, im Herbst 1934, *Adel und Untergang* erschien und eine Welle der Weinheber-Begeisterung auslöste, begann die Suche nach Vergleichs- und Referenzphänomenen für die geistige und weltanschauliche Dimension des in höchstem Maße faszinierenden, aber auch befremdenden, ratlos machenden Buches. Unter den Erscheinungen, mit denen man, vom Dichter selbst äußerst kritisch begleitet, das Ereignis zu kategorisieren versuchte, war auch, nicht nur durch den Titel initiiert, die Kulturmorphologie Oswald Spenglers. Kann und wie kann das Denken des Verfassers von *Der Untergang des Abendlandes* (1918-1922), aber auch *Der Mensch und die Technik* (1931) und *Jahre der Entscheidung* (1933) in einzelne Texte von *Adel und Untergang* hinein verfolgt werden, welche Rolle spielt Weinhebers nachweisliche Auseinandersetzung mit

Spengler in seiner Lyrik – gelegentlich bezeichnet er sich sogar ausdrücklich als „Spenglerianer“ –, und kann von hier aus Weinhebers Verhältnis zu der Gedankenwelt der diffusen, aber für die Entwicklung des Krisenbewußtseins in der Zwischenkriegszeit höchst bedeutsamen sog. Konservativen Revolution präzisiert werden?

(ad A:) In den letzten Jahren wurde im Auftrag der Josef Weinheber-Gesellschaft der Briefnachlaß des Dichters, der sich in der Österreichischen Nationalbibliothek befindet, aufgearbeitet, um die noch ausständige Neuedition des Briefwerkes vorzubereiten, wie sie im Plan der neuen Weinheber-Studienausgabe schon ursprünglich vorgesehen war. Die neue „Jahresgabe“ bietet sich als Ort für eine schrittweise erfolgende Veröffentlichung dieser materialreichen Sekundärquellen (der sog. Anbriefe) an, die nicht nur für die Werk-, Lebens- und Wirkungsgeschichte des Dichters selbst, sondern auch für das Panorama des literarisch-geistigen Lebens und der Kulturpolitik, insbesondere in den dreißiger und vierziger Jahren, von großem Interesse sind.

Auf den ersten Blick mag der Dichter Josef Weinheber nicht als jemand erscheinen, den man eine „integrative“ Gestalt in der Literatur seiner Zeit nennen könnte. Dieser Eindruck täuscht, zumal wenn man die Ebene des Biographischen verläßt. In seinen Texten und Kontexten sind die meisten großen Probleme der Literatur und Kultur seiner Zeit virulent, oft in einem bedeutenden Maß an seiner Geschichte beteiligt und häufiger, als man zunächst vermuten würde, auch Teil seines Selbstbildes. Ein unter seinem Namen firmierendes literaturwissenschaftliches Vorhaben muß sich, jedenfalls auf längere Sicht, als ein Forum für die Auseinandersetzung mit dem *gesamten* Spektrum zumindest der Gedichtliteratur der Epoche – d. h. vor allem der zwanziger bis fünfziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts – verstehen dürfen. Überdies sollte diese Literaturepoche selbst, von der sich in der Historiographie noch kein allzu fester Begriff herausgebildet hat, hier über einen Ort verfügen, an dem sie *als solche* thematisiert und problematisiert und in ihren Grundzügen, Strukturen und Grenzen verhandelt werden kann. Zweifellos zu begrüßen wären Forschungsberichte und Literaturreferate, deren Anliegen es wäre, die in einigen Bereichen höchst lebendig, in anderen nur sehr peripher aktive Einzelforschung unter den dafür relevanten Aspekten zusammenzuführen.

In *Adel und Untergang* steht über dem Kapitel der „Antiken Strophen“ das bekannte Motto: „Graeca sunt, non leguntur“. Einst eine schlichte Feststellung mönchischer Schreiber im Mittelalter, später die sprichwörtliche Klage der Humanisten über den Verfall der griechischen Musen und damit der Gelehrsamkeit, drückt das Cicero-Wort im Jahr 1934 aus, wie Josef Weinheber erwartet,

als Dichter von seinen Zeitgenossen zu Kenntnis genommen zu werden. Diese zugleich stolze und traurige Haltung hat sowohl Recht als auch Unrecht behalten. Es soll das vorrangige Ziel der „Literaturwissenschaftlichen Jahressgabe der Josef Weinheber-Gesellschaft“ sein, auf ihrem Feld und soweit es in ihrer Macht steht, Verantwortung dafür zu tragen, daß der Leser Josef Weinhebers auch im einundzwanzigsten Jahrhundert nicht vor verschlossenen Türen stehen muß, und mitzuhelfen, damit das Erbe Weinhebers, sein dichterisches Wort, in einer Tradition lebendig bleibt, die, ästhetisch hellhörig, aufmerksam für ideelle Probleme und an geschichtlichem Denken interessiert, diesen Namen auch verdient.

Kirchstetten – Wien, am 9. März 2009

Christian Weinheber-Janota – Christoph Fackelmann